

Nr. 33.

1903.



**Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.**

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

✧ **Lied.** ✧

Singend über die Haide
Steigen Lerchen empor,
Goldige Knospen der Weide
Dringen am Ufer hervor,
Und der Himmel ist wunderblau!
Allüberall hellsonnige Schau!
Ich und mein Lieb, wir beide
Wandeln durchs spriefende Rohr.

Kargen Worts ist der Kummer
Zehrend in tiefer Brust;
Aber noch tausendmal stummer
Ist unsägliche Lust.
„Ich bin ja Dein, und Du bist ja mein!“
Das mag ihr einziges Wörtlein sein;
Hat doch kein Weiser, kein Dummer
Jemals ein bessres gewußt.

Wolken über uns schwellen,
Kaum daß ein Windzug sie blies;
Traumhaft schwagen die Wellen
Ueber dem farbigen Kies,
ferne nur, ferne noch Lerchenlied —
Seliges Schweigen die Seele durchzieht,
Engel erschließen die hellen
Pforten zum Paradies.

Das Battist-Tuch.

Aus dem Russischen von G. Albert.
[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Man konnte sie doch nicht ernstlich für eine Mörderin halten, sagte sich Frau Lopatschinskaja; es würde sich ja alles aufklären, offenbaren . . . ein solcher Irrtum war ja unmöglich . . . Sie müssen auf jeden Fall Ihre Aussage vor mir auf dem Gericht wiederholen,“ sagte Narjesnii. — „Auf dem Gericht? Ja, natürlich; gut!“ antwortete sie mit blassem Munde. „Bezeichnen Sie mir nur Tag und Stunde, ich komme . . .“ — „Leider muß ich unverzüglich Ihre Verhaftung verflügen,“ eröffnete der Untersuchungsrichter, indem er die beiden Battisttücher in die Tasche steckte. — „Meine Verhaftung? Ich soll ins Gefängnis?“ schrie die junge Frau. „Ins Gefängnis?“ — „Die Beweisstücke deuten auf Sie,“ antwortete Narjesnii. Und mit einer kurzen Verbeugung verließ er rasch das Zimmer. Auf der Treppe erwartete ihn der von ihm mitgebrachte Polizist.

Inzwischen quälte sich SchurLOW ab mit peinlichen Grübeleien und Mutmaßungen, ohne daß es ihm gelingen wollte, sich die seltsame Veränderung zu erklären, die mit seiner Frau vor sich gegangen war. In der Tat war es auch



Des Hauses Sonnenschein. Nach dem Gemälde von O. Kirberg.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

schwer, eine Erklärung für diesen eigentümlichen Vorgang zu finden. Ihr Äußeres hatte sich innerhalb weniger Tage bis zur Unkenntlichkeit verändert. Nicht, daß sie sehr abgemagert wäre oder eine schlechte Gesichtsfarbe bekommen hätte, aber ihre Augen und überhaupt ihre Gesichtszüge hatten einen anderen, neuen Ausdruck angenommen. Eine solche Veränderung pflegt bei Geisteskranken einzutreten. Etwas Gequältes, Verstecktes sprach aus ihren Augen, auf der Stirn zeigten sich früher nicht bemerkbar gewesene Furcheln, ihre Haarflechten hatten eine andere Lage bekommen und die Muskeln, die den Mund umgaben, waren in beständiger, nervöser Bewegung, selbst in Augenblicken, wo sich über das ganze übrige Gesicht eine steinerne Unbeweglichkeit legte. Aber auch abgesehen von ihrem Äußeren war sie mit einem Schlage eine ganz andere geworden: anders als sonst durchschritt sie das Zimmer, anders waren ihre Bewegungen, wenn sie sich setzte, anders ihr Ton, in dem sie sprach. Ihre Stimme hatte sich merklich verändert und klang hohl. „Es wird doch keine versteckte Zungenkrankheit sein?“ dachte SchurLOW zuweilen, und wenn er des Nachts wachte, horchte er, wie sie atmete, und ob sie nicht hustete. Auch ihre Gewohnheiten waren umgewan-

del: Morgens blieb sie länger im Bett liegen und vermied es, den Tee gemeinschaftlich mit ihrem Manne einzunehmen; sie fuhr nicht mehr aus und war nicht zu bewegen, Gäste einzuladen, wie das sonst etwa zweimal im Monat in ihrem Hause Brauch gewesen war. Sie hatte fast gänzlich aufgehört, sich mit der Wirtschaft zu beschäftigen und wenn in dieser eine Unordnung zu Tage trat, so schaute sie ihren Mann mit so seltsamen, in die Ferne verlorenen Blick an, als wollte sie sagen: „Siehst Du denn nicht, verstehst Du nicht, daß ich nicht kann?“

Schurlow suchte sie zu überreden, den Arzt zu befragen; aber davon wollte sie ganz und gar nichts hören. „Bin ich etwa krank?“ fragte sie dann.

„Ja, unzweifelhaft sind Deine Nerven zerrüttet,“ sagte Schurlow eines Tages zu ihr; „ich glaube sogar die Ursache zu erraten. Auf Dich hat so furchtbar die Ermordung Uchanfskis gewirkt. Du hast Dich so sehr verändert gerade von dem Tage an, wo Du von dem Morde erfuhst.“

„Von jener Nacht an, wollten Sie sagen,“ verbesserte Rimma.

„Ich sage: von dem Tage an, weil Du davon erst am folgenden Tage erfahren konntest.“

Rimma betrachtete ihn mit jenem neuen, rätselhaften Blick, der ihn mit so viel Besorgnis erfüllte. „Ich wußte es schon in derselben Nacht, in der er ermordet wurde,“ sagte sie. „Ich sah im Schlaf den ganzen Vorgang. Habe ich denn nie zu Ihnen davon gesprochen?“

„Nein . . .“

„Sonderbar. Und dabei denke ich fortwährend daran, und die ganze Mordszene lebt förmlich vor meinen Augen. Ich sehe es jetzt noch: Uchanfski steht in seinem Arbeitszimmer, im Frack — er war eben von einem Fest zurückgekehrt, schön, selbstzufrieden, frech . . . Er hatte doch immer einen frechen Ausdruck, nicht wahr?“

„Ach, laß ihn in Frieden ruhen,“ sagte Schurlow, auf den dieses ganze Gespräch einen unangenehmen Eindruck machte.

„Ja, er sah frech aus. Auch in jenem Augenblick, als er vor mir stand, sah er so aus . . .“ fuhr Rimma fort.

„Vor Dir?“ rief Schurlow, unwillkürlich erhebend.

„Nun ja, ich erzähle Ihnen doch meinen Traum. Ich hatte einen kleinen Dolch in Händen, den ich von seinem Tisch aufgenommen hatte. Er sagte etwas zu mir, und es entstand zwischen uns ein äußerst heftiger Wortwechsel. Ich glaube, er beleidigte mich dabei. Da erhob ich den Arm und der Dolch bohrte sich ihm gerade ins Herz. Uchanfski schrie nicht einmal und fiel zusammenbrechend auf die Ottomane. Nicht wahr, das ist doch ein schrecklicher Traum?“

„Weißt Du, es wäre besser, Du vergägest das alles . . . Du zerrüttest Deine Nerven mit solchen Vorstellungen. Allerdings ist das höchst seltsam! Uchanfski hat Dir doch gar nicht nahe gestanden. Meiner Meinung nach wäre es am besten, einen tüchtigen Arzt um Rat zu fragen. Vielleicht hast Du diesen Traum erst gehabt, nachdem Du in den Zeitungen so viel von der Sache gelesen hast, und so viel darüber hast reden hören.“

„D nein, ich weiß ganz genau, wann das war. Ich erinnere mich so deutlich, als hätte ich alles selbst erlebt. Und wie, wenn ich wirklich — Uchanfski ermordet hätte?“ fragte plötzlich Rimma, indem sie mit einem Male sich dem sie öfter überkommenden Bedürfnis hingab, an einem Geständnis wie an einem Abgrund vorbeizustreifen und mit ihrem eigenen Entsetzen zu spielen. . . . „Ich konnte ja wie eine Mondstüchtige in die Wohnung Uchanfskis eingedrungen sein und den Mord im Zustande einer Nachtwandlerin begangen haben.“

Schurlow fühlte, wie seine Nerven zu zucken begannen. Er wehrte mit beiden Händen ab. „Nein, nein, ich bitte Dich, sprich nicht solche Sachen,“ unterbrach er sie. „Du bist ganz und gar nervös geworden, und das wirkt schließlich auch auf meine Nerven. Du kannst auf diese Weise wirklich ernstlich krank werden. Bitte, bemühe Dich doch, an all diese Dummheiten nicht mehr zu denken.“

Schurlow fühlte sich vor allem bedrückt durch das veränderte Benehmen seiner Frau ihm gegenüber. Er konnte es sich nicht klar machen, worin eigentlich die Veränderung bestand, aber er fühlte, daß die frühere Geradheit und Aufrichtigkeit in den Beziehungen zwischen ihm und Rimma verschwunden war. Es war gleichsam eine Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet, und dies bekümmerte ihn um so mehr, als er sich dabei keinerlei Schuld bewußt war. Die verschiedenartigsten Vermutungen kamen ihm in den Kopf, er war geneigt, eine plötzliche, leidenschaftliche Laune bei ihr zu vermuten, oder eine geheime Neigung, die mit verhängnisvoller Macht zum Ausbruch kam. Aber — eine Neigung für wen? Wann und unter welchen Umständen war sie entstanden?

Es wollte ihm scheinen, daß im Gemütsleben seiner Frau eine Krisis eingetreten sei, daß jener Augenblick gekommen sei, wo dem Herzen die profaischen Bande des Familienlebens nicht mehr genügen und wo es nach noch nicht gekannten Empfindungen dürstet. Ein oder zweimal fing er zufällig den verstoßenen Blick seiner

Frau an, und in diesem Blick lag so viel qualvoller Saß, daß er in Schrecken geriet. Wo kam das her? Warum das? Was hatte er getan? Dieses Rätsel bedrückte ihn unbeschreiblich.

Und auch Rimma bemerkte mit Entsetzen in sich dieses unbefriedigliche, immer mehr wachsende, feindselige Gefühl ihrem Manne gegenüber. Sie versuchte, es niederzukämpfen, doch mußte sie sich immer wieder von der Nutzlosigkeit dieser Anstrengungen überzeugen. Der Gedanke, daß sie zur Mörderin geworden sei, um die Ehre und die Gemütsruhe dieses bei seiner Gutartigkeit so bedeutenden Mannes zu retten, brachte sie dem Wahnsinn nahe.

Sie war froh, daß er sie für krank, für ernstlich krank hielt. Das milderte die Auffälligkeit ihres Benehmens und erleichterte es, die zwischen ihnen entstandene Fremdheit beizubehalten. Sie fühlte, daß gerade diese Fremdheit es ihr ermöglichte, mit äußerlicher Gelassenheit seine Anwesenheit und seine Nähe zu ertragen. Seine zärtliche Aufmerksamkeit gleich jetzt mehr der Fürsorglichkeit einer guten Krankenwärterin, und nur eine solche Zärtlichkeit konnte sie jetzt ertragen, ohne Widerwillen zu empfinden. Die Rückkehr zu der früheren Vertraulichkeit erschien ihr jetzt undenkbar.

Das Gerücht von der Verhaftung einer jungen Dame aus der Gesellschaft wegen Verdachtes, den Mord begangen zu haben, ging sehr bald in die Zeitungen über. Als Schurlow beim Morgen-tee davon gelesen hatte, lief er eilig mit dem Zeitungsblatt in der Hand zu seiner Frau in das Schlafzimmer. „Eine interessante Neuigkeit: die Mörderin Uchanfskis ist gefunden, und zwar ist es eine junge Dame aus der Gesellschaft, die Frau eines Baumeisters. Da, lies.“ Und er reichte Rimma die Zeitung.

Rimma erblickte, erhob sich ein wenig aus den Kissen und griff hastig nach dem Blatte. Eilig und gierig verschlang sie die Zeilen. Es wurde darin von dem Ereignis in unbestimmten Ausdrücken, mit allerlei Vorbehalt und in so vorsichtigem Tone berichtet, als fürchte der Berichterstatter, selber in die Untersuchung verwickelt zu werden.

Als Rimma zu Ende gelesen hatte, warf sie verächtlich die Zeitung hin. „Das ist lauter Unsinn, niemals wird man die Mörderin finden —“, sagte sie mit blassen Lippen. „Sie brauchen eben jemanden, der verdächtig ist, so greifen sie denn einfach zu und nach wenigen Tagen entlassen sie ihn wieder, um dann von vorn anzufangen.“

„Meinst Du?“ sagte Schurlow zweisehend.

„Die wirkliche Mörderin werden sie nicht finden,“ wiederholte Rimma.

„Aber ich sollte meinen, eine verheiratete Dame, die Frau eines Baumeisters, wird man doch nicht ohne triftigen Grund verhaften,“ entgegnete Schurlow. „Die Untersuchung führt Narjesnii, ein sehr erfahrener Beanter. Bedenke nur, was das heißen will, eine ehrbare Frau, die wahrscheinlich noch dazu Familienmutter ist, ins Gefängnis zu werfen. . . . Ich kann nicht zugeben, daß da ein Irrtum möglich sein könnte. Du wirst sehen, ihre Schuld wird erwiesen werden.“

Rimma lehnte sich in die Kissen zurück. „Unsinn, das ist nicht zu beweisen . . .“ sagte sie mit matter Stimme. „Glaubst Du, eine solche Verbrecherin wird Beweisstücke zurücklassen? Der Mord ist kunstgerecht ausgeführt, und alles wird ein Geheimnis zwischen Himmel und Erde bleiben. Nie wird man erfahren, wer Uchanfski ermordet hat. Mir tut diese Unglückliche leid, die man in das Gefängnis geworfen hat. . . . Sagtest Du nicht, sie ist Familienmutter?“

„Ich weiß es nicht, in der Zeitung steht nichts davon. In jedem Falle, wie muß sie leiden, wenn sie wirklich unschuldig ist!“

„Man wird sie freilassen,“ sprach Rimma, noch blasser werdend. „Man wird sie freilassen, weil keine Beweise vorhanden sein können. Es besteht nur irgend ein zufälliger Verdacht, nichts Beweisendes. Sie wird freigesprochen werden, und dann wird man diese verwünschte Angelegenheit fallen lassen.“

„Gm! Alles ist ja möglich, ich kann's nur nicht glauben.“

Für Rimma begannen seit diesem Morgen erneute Qualen. Früher war ihr wohl flüchtig der Gedanke aufgestiegen, daß sicherlich irgend jemand in die Untersuchung verwickelt, vernommen werden, und in Verdacht geraten würde; aber dieser Gedanke hatte sie völlig kalt gelassen. Eines Mordes verdächtig, ohne daß überführende Beweise vorlagen, konnten nur Leute werden, deren Ruf schon vernichtet war, die womöglich schon wegen ähnlicher Verbrechen bestraft waren. Die würden vernommen und wieder freigelassen werden, das lag in der Natur der Dinge. Aber die Dame, von der die Zeitungen berichteten, was hatte es mit ihr für eine Bewandnis? Warum war sie verhaftet worden? Vielleicht nur deshalb, weil sie mit Uchanfski bekannt gewesen war; vielleicht hatte man unter den Papieren des Toten Briefe gefunden, die sie bloßstellten. . . . eben solche Briefe, wie sie in der Nacht der Ermordung mitgenommen hatte. Wer mochte sie sein? Rimma zeichnete sich unaufhörlich in ihren Gedanken das Bild der jungen Frau, einer

Unglücklichen, Teilnahme Erweckenden, eines Opfers der freien Schönheit Uchanski's. Vielleicht versprach ihr sein Tod Befreiung, Erlösung von verhängnisvollen Fesseln. Und nun fiel plötzlich auf sie der entsetzliche Verdacht, ihr Geheimnis wurde der Öffentlichkeit preisgegeben, man schleppte sie in das Gefängnis . . . ihr Leben war schonungslos und unrettbar zerstört. Nach dem, was sie jetzt erdulden mußte, war die Freiheit schlimmer als der Tod.

Sinistere Verzweiflung lagerte sich auf Nimmias Seele; ihr schien es, als verübe sie einen zweiten Mord, der bei weitem verwerflicher war als der erste.

Einige Tage später kam Schurlow mit Neuigkeiten beladen zum Mittagessen nach Hause. Er hatte sie erhascht bei einer zufälligen Begegnung mit Sergius Walkowski. Dieser junge Mann beutete in letzter Zeit in ausgedehntem Maßstabe das Interesse aus, das ihm durch seine Beziehungen zu der romantischen Untersuchungssache verliehen wurde. Jetzt wunderte er sich schon nicht mehr, daß der Verdacht auf Frau Lopatschinskaja gefallen war, vielmehr war er sogar bereit, zu versichern, daß er ihn selber auf sie hingelenkt habe. — „Siehst Du, Du hast Dich völlig getäuscht hinsichtlich der Dame, die in der Uchanski'schen Angelegenheit verhaftet worden ist,“ begann Schurlow, als er zu Hause ankam. „Es sind unwiderlegbare Beweise gegen sie vorhanden, und es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß gerade sie Uchanski erstochen hat. Es ist eine höchst romantische Geschichte. Ich habe alle Einzelheiten von einem Herrn erfahren, der die Täterin und ihren Mann sehr gut kennt.“ — Nimmia war bei den ersten Worten ihres Mannes wiederum schrecklich blaß geworden und ihr Gesicht erschien beinahe krampfhaft verzerrt.

— „Aber was ist denn mit Dir? Regt Dich denn das alles so furchtbar an?“ fragte Schurlow erstaunt. — „Ach, erzähle nur, erzähle,“ antwortete Nimmia hastig. — „Also, ich werde gleich alles der Reihe nach erzählen,“ fuhr Schurlow fort, mit dem Triumphgefühl eines Menschen, der selten Gelegenheit hat, Interesse zu erwecken. „Erstens mußt Du wissen, ist die Täterin überhaupt keine Abenteuerin, wie man hätte vermuten können, sondern eine Frau aus höchst achtbarer Familie. Sie ist noch jung, etwa 28 Jahre, nicht häßlich, von guter Erziehung. Ihr Mann ist ein tüchtiger Baumeister und ein vortrefflicher Mensch, ungefähr 10 Jahre älter als sie. Sie heißen Lopatschinskaja; Du kennst wohl den Namen?“

„Nein! Aber die Beweise? Was für Beweise hat man denn?“ drängte Nimmia.

„Die Beweise sind die schwerwiegendsten, die es geben kann; aber laß mich alles der Reihe nach erzählen. Also diese Lopatschinskis lebten auf gutem Fuße und hatten einen ziemlich ausgedehnten Bekanntenkreis in Petersburger Mittelstände. Klatschereien über Frau Lopatschinskaja gab es nicht bis auf die letzte Zeit, wo man anfing zu argwöhnen, daß sie eine ernstliche Neigung für Uchanski gefaßt habe. Augenscheinlich war Uchanski verteuftelt stark in diesem Gebiete. Die junge Frau gab sich dieser Neigung so vollständig hin, daß sie sich ohne jegliche Vorsicht bloßstellte. Und Uchanski, versteht sich, hatte sein Amüsament gehabt und fing an, kalt zu werden. Nun gab es Eifersucht, Verzweiflung — nun, Du weißt ja, dieser ganze verliebte Kram . . . ha — ha! . . .“

Schurlow setzte sich, sehr zufrieden mit der wachsenden Aufmerksamkeit, die Nimmia seiner Erzählung zuwandte. „Aus dieser Eifersucht erklärt sich alles,“ berichtete er weiter, „sie fuhr also auf den Maskenball im Adelsklub, gerade in jener Mordnacht. Weißt Du noch — wie Du geträumt hattest? Es ist geradezu wunderbar: Ganz so, wie Du träumtest, hat es sich in Wirklichkeit zugetragen. Als man mir das erzählte, wurde mir ordentlich graulich zu Mute. Als ob Du mit dieser Lopatschinskaja eine Person wärest! Das ist ja geradezu Hellscherei.“

„Aber wie erfuhr man es denn? Wo sind die Beweise?“ rief Nimmia heftig.

„Warte doch. Auf dem Maskenballe wurde sie gesehen und erkannt. Von dort ist sie mit Uchanski zusammen weggefahren, nach seiner Wohnung. Augenscheinlich nicht zum ersten Male. Die Dienerschaft achtete nicht auf sie: Uchanski hatte öfter Damenbesuch. Sie schlossen sich im Arbeitszimmer ein. Dort kam es wohl zwischen ihnen zum Wortwechsel — das kann natürlich niemand wissen. Aber die Geschichte endete damit, daß sie einen auf dem Tische liegenden Dolch ergriff und ihn Uchanski gerade ins Herz stieß.“ — „Und dann verschwand sie, ohne etwas anzurühren, ohne von jemand gesehen worden zu sein? Aber wo sind denn die Beweise? Worauf gründet man die Ueberzeugung von ihrer Schuld?“ rief Nimmia abermals. —

„Sie gründet sich auf folgendem: „Erstens fand man alle Gelder und Wertgegenstände in Uchanski's Wohnung unversehrt vor, — es ist also klar, daß kein Raubmord vorliegt, sondern daß die Tat aus Beweggründen romanhafter Natur verübt wurde. Zweitens fand man unter Uchanski's Papieren einen Zettel von der Frau Lopatschinskaja, welcher auf ihre nahen Beziehungen hinweist . . .“ — „Als wenn jeder beliebige Briefwechsel mit einem Mordenden müßte!“ entgegnete Nimmia. — „Ja, aber nun kommt der dritte, ganz unmissliche Beweis,“ fuhr Schurlow fort. „Im Arbeitszimmer des Uchanski, in Kaminrohre, fand man ein blutiges Damen-Taschentuch, mit dem die Mörderin aller Wahrscheinlichkeit nach sich die Blutspuren abgewischt hat. Das Tuch ist von der Art, wie sie nur bei eleganten Damen gebräuchlich ist. Und die Hauptsache — es ist gezeichnet mit den Anfangsbuch-

staben „S. L.“ und bei der Hausdurchsuchung bei Frau Lopatschinskaja fand man genau eben solche Taschentücher, ebenso gezeichnet und aus dem Duzend fehlte gerade eins.“

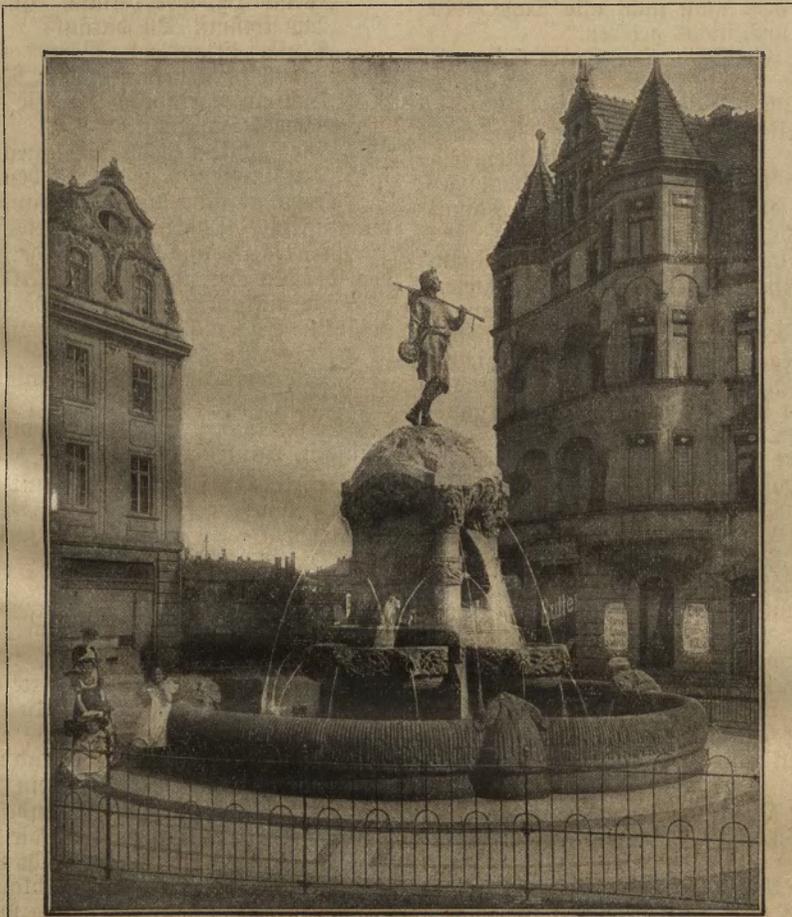
Nimmia lehnte sich blaß und zitternd in den Sessel zurück; es kostete sie eine fast übernatürliche moralische Anstrengung, um einen Ohnmachtsanfall, den sie kommen sah, zu unterdrücken.

„Was ist Dir denn? Wie siehst Du aus?“ rief Schurlow voller Besorgnis.

Nimmia atmete mit Anstrengung und legte die Hand über die Augen. „Es ist nichts, es wird schon vorübergehen . . . Diese Einzelheiten sind mir schrecklich . . . Bitte,iß nur ohne mich, ich muß mich hinlegen.“

Nimmias krankhafter Zustand erfüllte ihren Gatten mit ernster Besorgnis; Schurlow entschloß sich daher, ohne ihr Vorwissen einen Arzt zu holen. Dieser untersuchte sie sehr sorgfältig und erklärte, daß nichts vorläge außer einer hochgradigen Verstimmung der Nerven.

(Schluß folgt.)



Der Müllerburschen-Brunnen in Plauen bei Dresden.

Der originelle Müllerburschen-Brunnen, den Professor Robert Henze in Dresden (der Schöpfer des dortigen Siegesdenkmals) für Plauen bei Dresden ausgeführt hat, verdankt seine Entstehung dem Umstand, daß Plauen früher Müllerdorf war. Das führte auf die Idee, den Brunnen mit der Gestalt eines Müllerburschen zu krönen, der das Lied „Das Wandern ist des Müllers Lust“ zu singen scheint. Auch an einem von Wasser umspülten Mühlrad (an dem charakteristischen von Architekt Lossow geschaffenen Unterbau) fehlt es nicht.

staben „S. L.“ und bei der Hausdurchsuchung bei Frau Lopatschinskaja fand man genau eben solche Taschentücher, ebenso gezeichnet und aus dem Duzend fehlte gerade eins.“

Nimmia lehnte sich blaß und zitternd in den Sessel zurück; es kostete sie eine fast übernatürliche moralische Anstrengung, um einen Ohnmachtsanfall, den sie kommen sah, zu unterdrücken.

„Was ist Dir denn? Wie siehst Du aus?“ rief Schurlow voller Besorgnis.

Nimmia atmete mit Anstrengung und legte die Hand über die Augen. „Es ist nichts, es wird schon vorübergehen . . . Diese Einzelheiten sind mir schrecklich . . . Bitte,iß nur ohne mich, ich muß mich hinlegen.“

Nimmias krankhafter Zustand erfüllte ihren Gatten mit ernster Besorgnis; Schurlow entschloß sich daher, ohne ihr Vorwissen einen Arzt zu holen. Dieser untersuchte sie sehr sorgfältig und erklärte, daß nichts vorläge außer einer hochgradigen Verstimmung der Nerven.

Funken spruch.

Novellette von J. von Keyserlingk.

(Nachdruck verboten.)

Pfeilschnell glitt die schlanke Pinasse des „Kaiser Friedrich III.“ durch die Kieler Bucht. Kurz schlugen die Wellen an den Bug.

Der junge Offizier in der fleidsamen Marineuniform mit höheren Rangabzeichen, der im Fond des bequemen Bootes saß, blickte gleichgiltig auf das bewegte Bild des Hafens, als etwas längst Vertrautes. Die hübsche Blondine an seiner Seite schien ängstlich bemüht, ihr helles, duftiges Sommerkleid nicht zu zerdrücken. Dabei kroch sie fast in ihren weißen Sonnenschirm hinein, den sie gegen das blendende Wasser aufgespannt hielt. Den Beiden gegenüber saß ein junges Mädchen in tiefer Trauerkleidung.

Anna von Feldheim hielt ihre Hände lässig im Schoß gefaltet und schaute selbstvergessen in das herrliche Bild hinein. Schließlich sagte sie: „Ich bin Euch dankbar, daß Ihr mich hergenommen habt.“

„Das wußte ich wohl,“ lachte der Offizier. „So etwas wie unseren Hafen bei Sonnenschein sieht man nicht alle Tage. Na und Du — Du hast ja überhaupt noch nichts gesehen.“

Ein Schatten überflog Annas Gesicht. „Der Onkel ließ mich ja nie fort,“ sagte sie leise.

„Na, und so ein Landleben überhaupt, Kousinchen —“

„Mir kommt es wohl natürlich vor, da ich nichts anderes kennen gelernt habe,“ sagte Anna. „Nur die Pension in Neuwied war eine Abwechslung. Früher habe ich wohl manchmal gewünscht, mehr von der Welt zu sehen. Aber dann war Mama krank und auch bei Onkel war keine Rede von Reisen.“

„Es muß doch auf die Dauer langweilig gewesen sein,“ pläzte die junge Frau heraus. „Wir sämtlichen übrigen Nichten fürchteten Onkel Hermann und den entsetzlichen Tabaksdunst, den er immer um sich verbreitete. Das war Heldentum von Dir, Anna, bei ihm auszuhalten. Verkehr mit Nachbargütern hatte er doch auch nicht.“

„Was blieb mir übrig? Ein Heim hatte ich nicht. Selbständig meine Güter zu bewirtschaften, war ich noch zu jung. Ich verstand mich sehr gut mit Onkel Hermann.“

„Jetzt bleibst Du aber längere Zeit bei uns, ehe Du wieder daran denkst, Dich auf Deiner Scholle festzusetzen,“ sagte der Offizier herzlich. „Und nun sollst Du unser schönstes Schiff sehen.“

Anna stieg gewandt über den Bootsrand, mit der Sicherheit, die turnerische Übung verrät. Oben wurde sie von dem wachhabenden Offizier empfangen, und Walter stellte die Damen vor. Anna ging mit staunender Bewunderung durch die Räume des schönen Schiffes. Ihrem scharfen Auge entging nichts, und der begleitende Offizier fand ein ungewohntes Vergnügen darin, seiner aufmerksamen Zuhörerinnen Erläuterungen zu geben.

„Unsere Funken-Telegraphen müssen Sie arbeiten sehen,“ schlug er vor, „das gehört jetzt zum Sehenswürdigsten.“

Anna folgte ihm in den kleinen Raum, wo ein Mann an dem tickenden Apparat stand.

„Eben ein Funken spruch, Herr Oberleutnant —“

„So heißen die Depeschen bei uns,“ erklärte der Offizier. „Lassen Sie sehen.“

„Ist es nicht indiskret?“ fragte Anna zögernd.

„Wohl kaum. Vielleicht Ordre, eine Sektflasche kalt zu stellen. Wo ist der „Spruch“ her?“

„Von der „Wörth“, Herr Oberleutnant.“ Anna folgte den Worten auf dem Papierstreifen.“

„Kann unendlich kommen. Traktätchenkousine angekommen. Muß Blumen besorgen. Werde Dich wohl anpumpen müssen. Pinsch.“

Der Offizier lachte. „Dacht' ich's doch. Die jungen Herren machen genügend Gebrauch von dem Apparat, seit es erlaubt ist.“

Anna war sehr schweigsam geworden. Etwas hatte sie verdrossen. Sie wußte selbst keine Erklärung. Wer war dieser spöttische „Pinsch“? Am liebsten hätte sie Walter gefragt auf dem Heimweg, als sie wieder in der Pinasse saßen. Aber sie war es nie gewohnt gewesen, ihre Gedanken auszusprechen und schwieg.

„Besser Hugo wird Dir auch noch seine Aufwartung machen,“ sagte die blonde Kousine beim Mittagessen.

„Hugo? Hugo Walden?“

„Ganz richtig. Unser beiderseitiger Vetter. Er ist Kapitänleutnant geworden und geht übermorgen mit dem Ablösungstransport für den „Seeadler“ hinaus.“

„Auf wie lange?“ fragte Anna.

„Auf zwei Jahre bestimmt.“

Weiter interessierte Anna der Vetter Hugo nicht. Als er selbst kam, und sich mit einem mehrfarbigen Rosenstrauß durch die Tür schob, wurde sie aufmerksam. Sie musterte sein gebräuntetes Gesicht mit dem spitz zulaufenden Knebelbart, während er ihr die Rosen überreichte, und ihr Blick glitt an seiner kräftigen muskulösen Gestalt herunter, als wolle sie messen, wie groß der Abstand zwischen ihnen beiden sei. Sie ragte bis zur Stirnhöhe neben ihm auf, und konnte ihm frei in die kritisch musternden Augen sehen.

„Donnerwetter! — Verzeih, Anna —“ war seine urwüchsige Begrüßung gewesen, „ich hatte Dich noch als kleines Mädel in der Erinnerung — wie Du damals noch bei den Herrnhutern in Pension warst —“

„Und da erstaunst Du Dich über meine unerwartete Größe, Vetter Hugo. Ich könnte Dir das Gleiche sagen. Für Dich war auch noch die rote Tertianermütze der Inbegriff der männlichen Würde, als wir uns zuletzt in Großwalde sahen.“

Er fand es passend, elegisch zu werden. Sie saßen in der bedeckten Veranda, die an der Vorderseite des Hauses in den Garten mündete. Walter war in den Dienst gegangen, und seine blonde Frau gab sich die erdenklichste Mühe, das Baby zu beschwichtigen. So waren die beiden allein geblieben.

„Weißt Du, wer „Pinsch“ ist, Hugo?“ fragte Anna plötzlich. „Wie kommst Du darauf?“

„Pinsch“ ist auf der „Wörth“ und —“ sie hielt erschrocken inne. Mehr durfte sie nicht verraten. „Natürlich ist das ein Spitzname.“

„Und ein sehr dummer. Wie er in Crews entsteht. Kate mal, wer es wohl sein könnte?“

„Du,“ sagte sie ohne Besinnen.

„Das mußt Du gewußt haben. Es ist nämlich richtig.“

Er wußte nicht, was er daraus machen sollte. Dann sagte sie nachdenklich: „Du hältst mich gewiß für furchtbar fromm, Hugo?“

„Na ja, Kousinchen. Sonderbare Frage übrigens. Du bist doch bei den Herrnhutern gewesen?“

Sie nickte sehr lebhaft. „Da habe ich mich auch sehr glücklich gefühlt. Sag mal, ich habe gewiß den Ruf großer Frömmigkeit in der Familie?“

„Das wohl. Man hat es mir schon erzählt.“

„Weiß man auch, wie ich für Traktätchen schwärme?“

Er sah sie mit halb verstecktem Entsetzen an. „Du bist wirklich amüsant, Anna. Ich habe mal was munkeln hören —“

„Sieh, Hugo,“ sprach sie mit tiefem Ernst und hob die gefalteten Hände gegen ihn auf, „nun darf ich Dir auch mein Anliegen sagen. Du gehst so weit fort, auf lange — Welch ein Trost wäre Dir da —“

„Um Gotteswillen, Anna —“ Er war aufgesprungen.

„Nur eins will ich Dir mitgeben, Hugo, nur eins. Es wird Dich manches erkennen lassen —“ Sie zog eine Broschüre aus der Tasche.

„Na, in Gottes Namen,“ sagte er resigniert.

„Versprich mir auch, daß Du es lesen willst —“

„Ja, ja —“

„Ich will einmal nach Gertrud und dem Baby sehen. Vielleicht wirfst Du schon einen Blick hinein.“

Als sie wieder in die Veranda trat, stand Hugo Walden am Fenster, mit dem Rücken gegen die Tür. Beim Dessnen derselben wandte er sich um. Sein Gesicht war rot und zornig. Aus der geballten Hand warf er ihr ein blaues Papier vor die Füße. „Da hast Du Dein Traktätchen. Was soll der Unfug, Anna? Glaubst Du, einen Bettler vor Dir zu haben?“

„Oh nichts,“ antwortete sie ruhig und hob den Hundertmarkschein sorgfältig auf. „Aber da Du „Pinsch“ bist. — Ich war nämlich heute Morgen auf „Kaiser Friedrich III.““

„Ich verstehe nicht —“

„Mir wurde der Funkenapparat gezeigt. Und ein Funken spruch, der gerade einlief!“

„Ach, Anna!“ — Er sank halb in sich zusammengebrochen auf einen Stuhl. „Das hast Du gelesen?“

„Ja. Und da glaubte ich, als Deine Traktätchenkousine, das Recht zu haben, Dir unter die Arme zu greifen.“

„Verzeih' mir, verzeih' mir,“ murmelte er völlig bestürzt, „daß Du diese Dummheit, den albernen Witz erfahren mußt. Aber Du wirst es bald vergessen — ich gehe ja aus Deinem Leben heraus, wie ich hereingekommen bin. Übermorgen muß ich schon fort.“

Ihr Gesicht wurde ernst. Warum fühlte sie eine Enttäuschung, eine bittere Verstimmung bei seinen Worten aufkeimen? Es packte sie so jäh an, daß sie sich nicht mehr helfen konnte und mit der ganzen Innigkeit ihrer Natur sagte: „Das war eine kleine kindische Rache für die Traktätchen, Hugo. Vergiß sie. Aber mich vergiß nicht wieder in den zwei Jahren.“

„Darf ich, Anna? Dein Bild nehme ich mit mir, als der heilige Robold, der Du bist. Zwei Jahre sind aber lang —“

„Ich muß auch noch gründlich meine Landwirtschaft lernen.“ lachte sie errötend. „In zwei Jahren erwarte ich Dich in Großwalde. Du kannst mir dann in der Fohlenzucht helfen.“

Ihre Augen schlossen einen stillen Pakt miteinander. Und als sie sich die Hände gaben, wußten sie, daß sie einander für immer gefunden hatten.



Abendfrieden. Nach dem Gemälde von E. Dücker.

Ein sensationeller Fall.

(Fortsetzung.)

Kriminalroman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Der Detektiv biß sich im stillen auf die Lippen, aber er hütete sich, seiner Empfindlichkeit irgendwelchen sichtbaren Ausdruck zu gestatten.

„Wenn Sie mir gütigst noch ein paar Minuten Gehör schenken wollen, Herr Staatsanwalt,“ bat er demütig, „so möchte ich noch auf einige weitere Verdachtsmomente hinweisen.“

Der Staatsanwalt zog mit einer Gebärde der Ungeduld seine Taschenuhr und runzelte die Stirn.

„Ich kann Ihnen nicht mehr als zehn Minuten bewilligen,“ erklärte er, „denn ich bin außerordentlich stark beschäftigt. Ich bitte also mir nur das Allerwichtigste mitzuteilen.“

Hollweck verneigte sich höflich und begann von den unrichtigen Angaben zu sprechen, die O'Leary über die Erwerbung seiner Uhr gemacht hatte, eine Erzählung, die der Staatsanwalt mit einem gleichgültigen, geringschätzigen Achselzucken aufnahm. Erst als der Detektiv auf Herrn Schröpel's Mitteilungen überging und von dem von O'Leary mit so merkwürdiger Hast betriebenen Verkauf seines Geschäftsanteils zu sprechen begann, malte sich Interesse und Aufmerksamkeit in den Mienen des Beamten. Schließlich aber bemerkte er mit seiner früheren Gelassenheit und lächelnden Ueberlegenheit: „Auf den ersten Blick sieht ja O'Leary's Bemühen, sein hiesiges Eigentum zu veräußern, verdächtig aus. Wenn man die Sache aber näher prüft, findet sich auch hierfür eine ganz natürliche Erklärung. O'Leary ist Ausländer und seinerzeit nur auf den ausdrücklichen Wunsch Weidners nach Deutschland gekommen. Es ist kein Wunder, daß er jetzt nach dem Tode seines Freundes in die Heimat zurückkehren will. Dazu kommt, daß seine Beziehungen zu Fräulein Mahr, wie Sie selbst hervorhoben, sehr peinliche sind. Es läßt sich wohl denken, daß er schon aus diesem Grunde den Wunsch hat, Nordenau für immer zu verlassen.“

„Das würde aber nicht erklären,“ wagte der Detektiv einzuwenden, „warum er den Verkauf mit so ängstlicher Heimlichkeit betreibt.“

Der Staatsanwalt zuckte mit den Achseln. Hollweck fuhr schnell fort: „Vor allem aber würde er doch nicht ein so niedriges Gebot annehmen, wenn er nicht selbst fühlte, daß ihm sozusagen das Messer bereits an der Kehle sitzt. Ich bitte Sie, Herr Staatsanwalt, welcher Geschäftsmann verschleudert seinen Besitz um den halben Preis! Nichts hinderte ihn ja, den Verkauf in aller Ruhe abzuwickeln. Daß er aber im Verlauf einer Viertelstunde von seiner ursprünglichen Forderung die Hälfte abläßt und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der ganze Kaufpreis sogleich in bar gezahlt wird, das ist doch höchst verdächtig und kennzeichnet das böse Gewissen, die Angst des Verbrechers.“

Der Staatsanwalt schien sich dem Gewicht dieser letzten Gründe nicht ganz verschließen zu können. Er nagte mit den Zähnen an seinem Schnurbart und blickte nachdenklich vor sich nieder. Plötzlich griff er zur Feder.

„Für welchen Preis hat O'Leary Ihrem Gewährsmann seinen Geschäftsanteil angeboten?“

„Ursprünglich für hundertzwanzigtausend Mark und nun will er sich mit sechzigtausend begnügen, wenn der Käufer in acht Tagen reguliert.“

„Und die Adresse dieses Käufers?“

„Schröpel in Finsterburg, in Firma Schröpel und Compagnie.“

Der Staatsanwalt notierte die Namen. Eine plötzliche Sinnesänderung schien nun doch bei ihm einzutreten.

„Ich werde die nötigen Erkundigungen einziehen und darnach meine Maßnahmen treffen,“ sagte er, weniger unfreundlich als vorher. „Außerdem werde ich den Auftrag geben, daß O'Leary von unserer Kriminalpolizei heimlich beobachtet wird. Bewahrheitet sich Ihr Verdacht, so haben Sie sich ein großes Verdienst um Kannenberg und um die Sache der Gerechtigkeit erworben. Ich danke . . .“

Schon zwei Tage später wurde Herr Schröpel von der Staatsanwaltschaft in Finsterburg bernommen. Er mußte eingehend über seine Verhandlungen mit O'Leary berichten. Der kleine, corpulente Mann war so beunruhigt und bestürzt, daß er nach dem Verhör nichts Eiligeres zu tun hatte, als sich mit dem nächsten Zuge nach Nordenau zu begeben. Hier war sein erster Gang in die Wohnung Hollweck's.

„Sie haben mir nicht reinen Wein eingeschenkt,“ sprudelte er vor Erregung hervor. „Mit O'Leary ist irgend etwas nicht in Ordnung. Ich hab's ja gleich gesagt: da ist irgend etwas faul, sonst würde die Staatsanwaltschaft sich nicht einmischen.“

Der Detektiv zuckte mit den Achseln.

„Ich kann Ihnen keine Erklärung geben,“ wick er aus. „Das

Beste ist, Sie wenden sich selbst an O'Leary. Sie werden ja sehen, wie er sich verhalten wird.“

Kaum war der Kaufmann gegangen, als sich auch Hollweck schleunigst auf den Weg nach dem Geschäftslokal der Firma C. F. Weidner machte. In dem Torweg eines der gegenüberliegenden Häuser lehnte ein einfach gekleideter Mann mit einem ernsten, strengen Gesicht. Hollweck kannte ihn; es war ein Beamter der städtischen Kriminalpolizei.

„Passen Sie gut auf, Herr Wachtmeister!“ sagte Hollweck zu dem Beamten. „Wenn mich nicht alles täuscht, werden Sie sehr bald Arbeit bekommen.“

Es dauerte kaum ein Viertelstündchen, als Herr Schröpel mit erhitztem Gesicht und in sichtlich sehr ärgerlicher, aufgeregter Stimmung das Geschäftslokal der Firma C. F. Weidner verließ. Ihm folgte — es war kaum zehn Minuten später — O'Leary. Im Gegensatz zu Schröpel trat er langsam, ansehnend ganz ruhig auf die Straße hinaus. Vor der Tür blieb er ein paar Sekunden lang stehen und sah vorsichtig spähend die Straße hinab. Hollweck und der Kriminalpolizist hatten sich ganz hinter der Haustür versteckt.

Als O'Leary's Schritte auf dem Pflaster erklangen, huschten die beiden Läufer auf die Straße hinaus und während Hollweck vorsichtig hinüberschlich, um in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten dem Irländer zu folgen, blieb der Kriminalbeamte auf der anderen Seite und schritt auf derselben Höhe mit dem Irländer die Straße hinab, ihn nicht eine Sekunde aus den Augen lassend.

Auf dem Bahnhof hielt sich der Kriminalbeamte dicht am Billetschalter und nachdem O'Leary, ahnungslos, daß jede Bewegung von ihm sorgsam bewacht wurde, ein Billet gelöst hatte, trat er heran und fragte den Billetverkäufer mit leiser Stimme, zugleich seinen Rock aufknöpfend und auf die auf dem Westenaufschlag befestigte Medaille deutend, die ihn als Kriminalbeamten legitimierte: „Wohin löste der Herr sein Billet?“

„Nach Hamburg.“

Der Beamte nickte, drehte sich schleunigst um und folgte dem hastig Voranschreitenden. Kurz vor dem Ausgang nach dem Perron holte er ihn ein. Flüchtig an seinen Hut fassend, trat der Beamte an O'Leary heran und flüsterte ihm die Worte zu: „Folgen Sie mir! Ohne Aufsehen! Ich bin Beamter der Kriminalpolizei.“

Der Irländer knickte förmlich in sich zusammen und aus seinem knochigen Gesicht wich jede Spur von Farbe. Aber schon im nächsten Moment hatte er seine Besinnung und Tatkraft wieder erlangt. Einen kurzen englischen Fluch ausstoßend, schnellte er herum und noch ehe der Beamte Hand an ihn legen konnte, stürzte er mit mächtigen Schritten nach der Ausgangstür, die auf die Straße führte.

Hier aber hatte sich bereits Hollweck postiert. Als O'Leary seines ehemaligen Volontärs ansichtig wurde, dem er — diese Ahnung blühte in ihm auf — dieses unliebsame Intermezzo verdankte, kam eine zügellose Wut über ihn. Mit schnellem Ruck riß er einen Revolver aus der hinteren Tasche seiner Beinkleider, zielte und drückte gegen Hollweck ab.

Die Kugel hatte den Detektiv am Arm verwundet. O'Leary aber wurde von der kräftigen Faust des Kriminalbeamten gepackt, dem ein Eisenbahnbeamter zu Hilfe kam. Trotz seiner wütenden Gegenwehr wurden dem Irländer rasch die Hände gefesselt und von einem sich schnell sammelnden Menschenhaufen begleitet, wurde er nach dem Polizeigefängnis abgeführt.

Die Verhaftung O'Leary's erregte natürlich die größte Sensation in der Stadt. Zuerst hieß es, er habe sich arge Betrügereien seines Kompagnons zu schulden kommen lassen. Als dann aber die wirkliche Ursache der Verhaftung bekannt wurde, schüttelte man allgemein überrascht und zweifelnd die Köpfe. Es war gar nicht denkbar, daß O'Leary seinen besten Freund und Wohltäter in so schurkischer Weise ermordet haben sollte. Auch der Untersuchungsrichter hielt anfangs die Verhaftung für eine Voreiligkeit der Staatsanwaltschaft. Aber schon nach der ersten Vernehmung gewann er eine andere Meinung. Belastend war schon von vornherein die Wut des Arrestanten und sein Versuch, den einen seiner Häscher zu töten, sowie auch die plötzliche Abreise, die O'Leary nach einer kurzen Unterredung mit Herrn Schröpel geplant hatte und zu der er sich so hastig und aus dem Stegreif entschlossen hatte, daß er in seinem Geschäft und in seiner Wohnung alles hatte liegen und stehen lassen, um noch den nächsten Zug benutzen zu können. Nur mit Geld hatte er sich einigermaßen versehen, denn man fand in den Taschen des Arrestanten in Gold und Papiergeld die Summe von fünfzehntausend Mark. Die Haussuchung, die sofort nach seiner Verhaftung

in O'Vear's Wohnung vorgenommen wurde, ergab ein überraschendes Resultat. Hollweck hatte richtig vermutet. In einem Geheimfach seines in seinem Wohnzimmer stehenden Schreibtisches fanden sich Perücke, Bart und eine blaue Brille, außerdem lagen in demselben Versteck ein paar Bogen noch unbenutzten Schreibpapiers, das, wie die Vergleichung ergab, mit dem von Referendar Kannenberg benutzten identisch war. Dadurch war die Annahme, daß O'Veary sich in einer Verkleidung in Kannenbergs Wohnung begeben und hier nicht nur das Stilet, sondern auch Briefbogen vom Schreibtisch des Referendars entwendet hatte, als völlig gerechtfertigt erwiesen.

Frau Brennische, die Wirtin Kannenbergs, wurde vom Untersuchungsrichter vorgeladen und in ihrer Gegenwart wurde dem Verhafteten, trotz seines heftigen Sträubens, mit Gewalt Bart und Perücke angelegt und ihm die Brille aufgesetzt. Sogleich rief die Zeugin: „Ja, das ist er, Herr Landgerichtsrat. Das ist der Mann, der bei Herrn Kannenberg war und nach ihm fragte!“

Freilich, es fehlte auch nicht an Entlastungsgründen, die der Irländer, der sich rasch gefaßt und seine ehemalige Kaltblütigkeit und Schlaubeit wieder erlangt hatte, mit großer Gewandtheit für sich ins Treffen führte. So gelang es ihm, durch die Aussage einwandsfreier Zeugen, die er aufrief, zu beweisen, daß er sich am fünf- und zwanzigsten August bereits gegen dreiviertel zwölf Uhr nachts vom Gartenfest im Gesellschaftshause nach seiner Wohnung begeben hatte. Daß er kurz vor zwölf Uhr dort angelangt war, bezeugten die Leute, von denen er seine möblierte Wohnung gemietet hatte. Die Zeugen, ein unbescholtener Schneidermeister und seine Frau, erinnerten sich genau, daß O'Veary an ihre Tür geklopft hatte, um sich frisches Trinkwasser auszubitten. Dabei hatte er nach der Zeit gefragt, um, wie er angab, seine Uhr zu stellen. Beide, Mann und Frau, wußten aufs Bestimmteste zu bekunden, daß ihr Regulator im Wohnzimmer auf fünf Minuten nach Mitternacht gezeigt habe. Dann hätten sie noch gehört, wie O'Veary sich in sein Schlafzimmer begab und sich niederlegte. Fünf Minuten später sei alles ruhig gewesen; sie hätten zwar noch eine Weile nach gelegen, aber nichts mehr gehört.

„Sie sehen, Herr Landrichter,“ erklärte O'Veary mit der ihm eigenen Ruhe und Sicherheit, „Sie sehen, daß ich mich kurz nach Mitternacht in meinem Bett befand und daß ich unmöglich den Mord, der zwischen ein und zwei Uhr stattfand, begangen haben kann.“

Aber der Untersuchungsrichter ließ sich nicht so leicht verblüffen.

„Sie werden einfach leise wieder aufgestanden sein und sich

heimlich entfernt haben, nachdem Sie sich sehr schlauer Weise den Alibibeweis verschafft hatten.“

Der Irländer lachte.

„Sehr gut kombiniert, Herr Landrichter. Aber Sie rechnen nicht mit den tatsächlichen Verhältnissen. Das Schlafzimmer meiner Wirtsleute liegt direkt am Korridor. Sie würden unter allen Umständen gehört haben, wenn ich die Korridortür geöffnet und die Wohnung verlassen haben würde.“

Auch die Wirtsleute schlossen sich bei ihrer nochmaligen Vernehmung ganz dieser Ansicht an und erklärten es für unmöglich, daß O'Veary in der nächsten Stunde schon wieder die Wohnung verlassen haben könnte. Sie hätten, wie sie bereits ausgesagt, noch eine ganze Weile nach gelegen und so würden sie es unter allen Umständen gehört haben, wenn O'Veary auf den Korridor hinausgetreten und die Korridortür geöffnet hätte.

Aber schon ein paar Tage später meldete sich ein anderer Zeuge aus freien Stücken; seine Aussage war so schwerwiegend und erhellte diesen dunklen Punkt in der Reihe der Belastungsmomente so wirksam, daß die Anklage damit einen guten Schritt vorwärts tat. Es war ein Hausgenosse O'Vearys, ein über dem Irländer wohnender Kanalarbeiter. Der Zeuge sagte aus, daß er in der Nacht vom fünf- und zwanzigsten auf den sechsundzwanzigsten August nicht habe schlafen können. Er habe sich gegen halb ein Uhr aus seinem Bett erhoben, und habe sich notdürftig angekleidet und, um frische Luft zu schöpfen, aus dem Fenster gelegt. Es habe gerade halb ein Uhr geschlagen, als unten in der Parterrewohnung ein Mann ganz leise und vorsichtig aus dem Fenster gestiegen sei. Schon habe er — der Kanalarbeiter — Lärm schlagen wollen in der Annahme, es sei ein Einbrecher, der auf diesem ungewöhnlichen Wege des Irlands Wohnung verlasse. Aber da habe er in dem hellen Mondlicht ganz deutlich seinen Hausgenossen O'Veary erkannt. Er habe sich zwar im stillen nicht wenig gewundert sowohl über die Gewandtheit, mit der der Irländer sich durch das Fenster geschwungen habe, als überhaupt über diese ganze nächtliche Expedition, er habe aber der Sache selbst damals keine Wichtigkeit beigemessen und sich einfach gedacht, daß O'Veary vielleicht seinen Haus Schlüssel verlegt und seine Wirtsleute nicht habe stören wollen. Ueber den Grund des nächtlichen Ausganges habe er nicht weiter nachgedacht, sondern ihn sich einfach mit der in der Nacht herrschenden Hitze erklärt. Auch am folgenden Tage, als nun der Zeuge von der Ermordung Weidners gehört, sei es ihm nicht im mindesten eingefallen, seinen Hausgenossen mit dem Morde in Verbindung zu bringen, um so weniger, als die Verhaftung Kannenbergs ja sehr bald erfolgt sei.

(Schluß folgt.)

—*— Allerlei. —*—

Kindelhäuser auf den Azoren. Auf einigen dieser Inseln besteht eine seltsame Sitte, für das Unterkommen der Kinder zu sorgen. Die betreffende Mutter legt nämlich den Neugeborenen in einen Korb und trägt ihn, wenn alles schläft, vor die Tür ihres Nachbarn. Schreit das Kind, was unter solchen Umständen wohl nicht ausbleibt, so steht der Nachbar auf, öffnet die Tür und trägt den Korb in aller Stille vor die nächste Tür, wo vielleicht dasselbe geschieht und der Korb ein Haus weiter getragen wird. So kann das Kind, wenn es sehr unruhigen Naturells ist, durch das ganze Dorf von Haus zu Haus getragen werden; die Person aber, vor deren Tür es früh gefunden wird, muß es aufnehmen und erziehen, kann aber von der Behörde eine fortlaufende kleine Geldunterstützung verlangen.

Die elektrischen Straßenbahnen als Luftreiniger. Sicherlich hat jedermann schon beobachtet, daß bei elektrischen Bahnen mit Oberleitung zwischen dem Leitungs- und Verbindungsdraht bei jeder leichten Unterbrechung des Kontaktes ein fortwährendes Ueberspringen von Funken stattfindet. Eine große Menge elektrischen Fluidums, welches von den Rädern ausgeht, veranlaßt ebenfalls eine beständige Funkenausströmung, besonders an den Tagen und Nächten mit trockener Atmosphäre. Es ist nun bekannt, daß diese elektrischen Entladungen den Sauerstoff der Luft in Ozon verwandeln, der außer seinen chemischen, in der Industrie verwendeten Eigenschaften eine große desinfizierende und oxydierende Kraft hat. Ozon ist der Reiniger der Atmosphäre. Er ist ein so mächtiges Desinfiziens, daß er neuerdings, wie in Blankenberghe, zur Bereitung von Trinkwasser benutzt wird, das mikrobensfrei wird, wenn man Ozon hindurchleitet. Bedenkt man nun, wie zahllose Mikro-Organismen sich als Krankheitsursachen in einer Großstadt angehäuften und die Mortalität beeinflussen, so muß man, wie die „Gazzetta degli ospedali“ schreibt, den Straßenbahnen nach zwei Richtungen hin hygienisches Lob spenden. Erstens befreien sie die Großstädte von einer ganzen Anzahl von Pferden und den durch diese erzeugten Krankheitserregern; zweitens versorgen sie die Städte mit einem außerordentlich wohltätigen und gesunden Lebens- und Atmungsfluidum. Ferner entwickelt Ozongas nur dann seine wohltätigen Eigenschaften, wenn es in kleineren Mengen ausströmt, während es in großer Menge die Atmungsorgane reizt. In unserem Falle ist die Menge eine kleine; aber sie wird fortlaufend erzeugt und ist im ganzen nicht so gering zu veranschlagen. Auch ist zu berücksichtigen, daß die Entladungen von Konduktoren erfolgten, in denen ein hochgespannter Strom im Durchschnitt von 500 Volt fließt. Natürlich richtet sich die Erzeugung im übrigen nach dem Umfang des Betriebes. Je häufiger die Wagen aufeinander folgen, je mehr Linien erschlossen werden, um so mehr ver-

bessert sich die Luft eines großen Bevölkerungszentrums. So wird die elektrische Bahn die Spenderin von Leben und Gesundheit.

Ein klassischer Gebrauch. Im Königreich Griechenland und im angrenzenden Thessalien hat das Volk, trotz aller Entfremdung von den Sitten seiner hochberühmten Voreltern, noch immer einen Gebrauch aus dem Altertum sich bewahrt: den der Totenmahle. Am ersten und zweiten Todestage eines verstorbenen Familiengliedes versammeln seine näheren und entfernteren Verwandten sich an seinem Grabe und nehmen an diesem, dabei im gegenseitigen Gespräch sich seiner erinnernd, ein einfaches Mahl ein, nach dessen Schluß sie einen kurzen Trauergesang anstimmen. Am dritten Jahrestage aber werden die Gebeine des Verstorbenen von seinen Anverwandten aus der Gruft auf dem Friedhofe genommen, und bringen sie solche in die Kirche, wo sie noch einmal eingesegnet, und dann wieder, und jetzt zum letztenmal, zur Erde beftattet werden. Früher geschah solches (und geschieht in Thessalien noch heutzutage) in der Kirche selbst; im Königreich Griechenland aber, wo das Begraben in den Kirchen nicht mehr gestattet ist, wiederum auf dem Friedhofe. Es ist dies eine uralte Sitte, denn nach der Zeit der ersten Perseerriege begann man allgemeiner in Griechenland an die Stelle des Begrabens das Verbrennen der Toten zu setzen, und auch dann noch wurde neben ihren Aschkrügen an den beiden ersten Jahrestagen ihres Hinscheidens jenes Erinnerungsmahl, „perideipnon“ gehalten, von Freunden und Verwandten abgehalten.

Die amerikanische Moschusratte, ein sehr geschätztes Pelztier, hat eine merkwürdige Art, weithin unter dem Eis zu wandern. Auf ihren Winterausflügen nach den Nahrungsstätten, die sich nicht selten weit von ihren gewöhnlichen Schlupfwinkeln befinden, ziehen sie beim Antreten der Wanderung Atem ein und bleiben unter Wasser, so lange sie können. Dann steigen sie ans Eis empor und atmen die Luft aus, die in Blasen an der unteren Fläche des Wassers hängen bleibt. Sie warten nun, bis diese Luft neuen Sauerstoff aus dem Wasser und dem Eise aufgenommen hat, ziehen sie dann wieder ein und setzen ihren Weg fort. Auf diese Weise können sie auf weite Entfernung wandern und beliebig lange Zeit unter dem Eise verweilen. Die Pelzjäger ziehen aus dieser Gewohnheit der Moschusratte Vorteil. Wenn die Teiche, worin die Tiere leben, mit dem ersten durchsichtigen Eise überzogen sind, so sieht der Jäger nicht selten eine ganze Moschusrattenfamilie unter dem Eise dahinschwimmen. Er folgt nun eine Strecke weit, bis sie emporsteigt, um ihren Atem zu erneuern. Ehe das Tier Zeit hat, die Luftblase wieder einzuatmen, schlägt der Jäger mit einem Beil auf das Eis und treibt die Ratte von ihrem Atem hinweg. Sie schwimmt eine Strecke weiter und ertrinkt, weil sie keine Luft findet; der Jäger haut dann ein Loch in das Eis und holt sich seine Beute.

• Gemeinnütziges. •

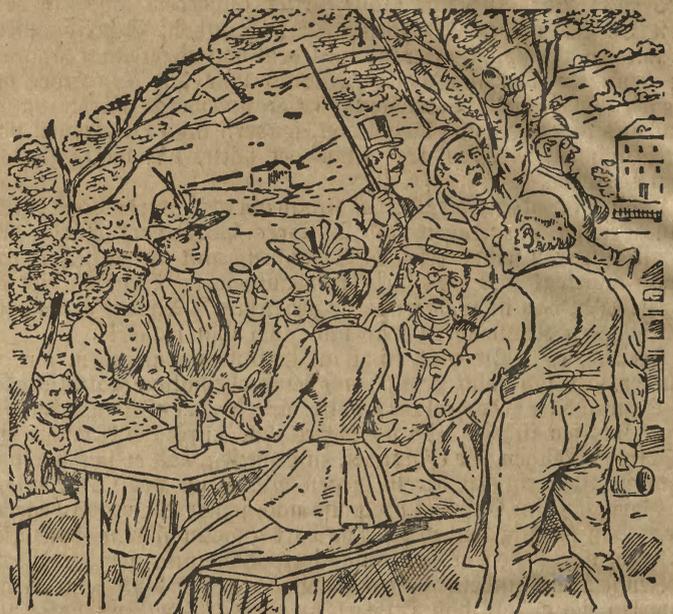
Kalte gefüllte Eier auf russische Art. Eine beliebige Anzahl frischer Eier werden 8—10 Minuten hart gekocht, dann in frisches Wasser gelegt und der Länge nach durchgespalten. Fein gehacktes gemischtes Bratenfleisch, ausgelöstes Fisch- oder Krebsfleisch wird mit kleingewiegtem jungen Grün, gehackten eingelegten Schwämmchen und Essiggurken gut vermengt, aus den Eicchälften die Dotter ausgelöst, die weißen Hülsen aber statt des Dotters mit dem angegebenen Gemisch gefüllt und zusammengeheftet auf eine Glasschüssel gelegt. Die zurückgehaltenen Eidotter werden mit in Milch erweichter und wieder ausgedrückter, geschälter Semmel durch ein Sieb gestrichen, mit einem Eßlöffel französischen Senf und 4—6 Eßlöffel Olivenöl, je nach der Eierzahl, zu einer glatten Sauce angerührt, mit welcher man die gefüllten Eier übergießt. Dann übersät man die Platte mit geriebenem Schinken und umgibt sie mit einer Einfassung von rot-weißem Aspik, auf das man in einiger Entfernung aufgerollte Sardellenfilets legt. Statt des Schinkens kann man auch gewiegte Kapern oder Petersiliengrün mit Schnittlauch streuen. Auf eine andere Art löst man aus den gekochten, geschälten und gespaltenen Eiern die Dotter aus, legt die Eiwweißhüllen in eine Marinade von Essig, Del, Salz und etwas weißem Pfeffer, welche recht gut abgesprudelt wird, damit sich alles gut vermengt. Die Dotter werden durch ein Sieb in ein Schüsselchen passiert, mit feinstem Tafelöl, das tropfenweise eingerührt wird, zu einer dicken, glatten Sauce angerührt, 1 Eßlöffel Kräuter- und 1 Eßlöffel Weinessig, 2 Eßlöffel voll flüssiges Aspik dazu gerührt, die Sauce mit Salz und Pfeffer gewürzt und mit feingeschnittenem Krebs-, Fischfleisch, Böhlszunge oder Krenn untermengt. Mit dieser Mischung werden die Eier gefüllt und mit grünem Salat und Aspik noch garniert.

Ein ungarisches Hühner-Pörtel. Pörtel ist ähnlich dem Gulasch und kann sowohl von Fleisch, Fisch als auch Geflügel gemacht werden. In einen flachen Tiegel gibt man etwa 100 bis 120 Gramm würfelig geschnittenen Speck, den man über Feuer glänzend durchsichtig röstet. In diesem heißen Speck läßt man eine sehr große oder zwei kleinere geschälte, feingeschnittene Zwiebeln mit etwas Paprika gelb rösten, legt darüber schon etwas früher eingesalzene, in Viertel geschnittene Hühner, sowie ein paar auseinandergebrochene Tomaten oder Paradiesäpfel und ein oder zwei, je nachdem man die Speise mehr oder minder gewürzt haben will, von dem Samen befreite Paprikafrüchte. Die Kasserolle wird zugedeckt und das Pörtel unter öfterem Wenden des Tiegels weichgedämpft. Hört man, daß der Saft eingedämpft ist, so gießt man eine Tasse heiße Rindsuppe unter das Pörtel. Die fertigen Hühner werden auf eine Platte gehoben und, nachdem der passierte Saft darübergegossen, mit feinen Kartoffelnoden, Reis oder Nudeln umgeben serviert.

Vertreibung starken Geruchs aus Pelzwerk. Man brennt Kaffee, läßt die gebrannten Bohnen auskühlen und sie dann möglichst fein mahlen. Die Pelzsachen werden jetzt dicht mit dem Kaffeepulver bestreut, in Pergamentpapier fest eingewickelt, mit einem Wolltuch umhüllt und bleiben dann ruhig einige Tage liegen. Nachdem dies Verfahren noch einmal wiederholt und dann das Pelzwerk gründlich geklopft und gelüftet ist, wird jeglicher unangenehme Geruch verschwunden sein.

• Nachtsch. •

1. Begleiterbild.



„Wo ist denn die Bellnerin?“

2. Rätsel.

Die Dritte schafft mir den Himmel hinieden,
Auch sind uns Beglückten die ersten beschieden,
Und doch, wann fehlt es an Verdruß
Dem, der das Ganze haben muß!

3. Ergänzungsrätsel.

a a a r c a d a d a e e f a l e m a n n e o n t a t e r u s u s
Obige 18 Silben und Buchstaben sind die Anfangs- und Endsilben von 9 dreißilbigen Wörtern, welche alle dieselbe zu suchende Mittelsilbe haben. Die richtig gefundenen Wörter sind so zu ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben einen Berg in den Pyrenäen bilden.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Dunkel muß der Himmel rings im Runde,
Daß sein Sternenglanz zu leuchten wage;
Stürmen muß das Meer bis tief zum Grunde,
Daß ans Land es seine Perlen trage;
Klaffen muß des Berges offene Wunde,
Daß sein Goldgehalt erst zu Tage;
Dunkle Stunden müssen offenbaren,
Was ein Herz des Großen birgt und klaren.
2. Verrat, Verrat.
3. Der Windhund erreicht den Hafen mit 225 Sprüngen; bis dahin kann der Gase noch 560 Sprünge machen.

• Lustiges. •

Aus einem Vortrag.

„... Ja, meine Herren, Kolumbus verdankt seinen Ruhm auch zum Teil der Tatsache: daß Amerika noch nicht entdeckt war!“

Auch ein „Muttermal“.

A.: „Sagen Sie doch, mein Lieber, was haben Sie denn eigentlich für einen Fleck im Gesicht?“

B.: „Das ist ein Muttermal; ich habe es, als ich 6 Jahre alt war, bekommen, da warf mich nämlich meine Mutter mal die Treppe hinunter.“

Fataler Zug.

Bahnvorstand (zu einem Untergebenen): „Der neue Assistent gefällt mir nicht — er hat so einen Bummelzug im Gesicht!“

Bedingung.

A.: „Ist bei der Familie mit den vielen Töchtern da drüben kein möbliertes Zimmer zu haben?“

B.: „Das wird darauf ankommen, ob Du noch zu haben bist!“



Streng vorschriftsmäßig.

Richter: „In welchem Zustande erscheinen Sie an dieser Stelle?“

Zeuge: „Gehörig geladen.“

Treffend.

Ein Matrose, der sich von seiner Angebeteten einen Korb geholt hatte, schrieb ihr vor seiner Abreise:

Beliebte Karoline!

Glücklich ist,
Wer vergißt,
Was doch nicht zu entern ist.
Auf ewig Dein Leberecht.

Barte Andeutung.

„Du trägst Trauer um Deinen verstorbenen Mann? Ihr waret doch seit fünf Jahren geschieden!“
„Ja, aber ich muß doch irgendwie andeuten, daß ich jetzt Witwe bin.“

In der Aneipe.

A.: „Du trinkst abers Bier wie Wasser.“
B.: „Das will ich gerade nicht sagen, denn Wasser könnte ich nicht so viel trinken!“

Druckfehlerntel.

Die übliche Angewohnheit, die Kirchen mit den Steinen zu verschlucken, hat wiederum ein Opfer gefordert . . .